

Familienblätter

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 17. Posen, den 28. April. 1895.

# Haidemärchen.

Novelle von Max Montani.

[Nachdruck verboten.]

Horch auf! Die Ladung: „Du verschrieener Strich, Land meiner Väter, ich berufe Dich!"
Freiligrath.

Sie lächeln gnädige Frau? „Ein Märchen?" fragen Sie. Ein Märchen in unserer realistischen Zeit, wo schon die Kinder an keine Märchen mehr glauben und der geheimnißvolle Zauber der Dämmerstunde längst spöttisch belächelt wird? Damals freilich, als wir alle zusammen um Großmutter herum saßen und wir ihr mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen lauschten zu den seltsamen Geschichten, die sie wußte, und wenn man im Zimmer nur ihr Sprechen und das Ticken der alten Kaminuhr hörte, während draußen der Sturm die Schneeflocken mit leisem Knirschen gegen die Fenster trieb, — damals freilich gab es noch Märchen. Aber heute, wo das schnaubende Dampfroß in die entferntesten, stillsten Gebirgsthäler dringt, sodaß gar kein lauschiges Plätzchen mehr übrig bleibt, für alle die Elfen und für Freund Rübezahl, — ja, mein Gott! so sagen Sie, woher sollen da noch Märchen kommen?

Und doch, gnädige Frau, sind diese noch nicht verschollen in unserer trostlos nüchternen Zeit: man muß nur Augen haben, ihre Spuren zu finden, und wenn man diese Spuren gefunden hat, so darf man beileibe nicht einherschreiten mit vielem Geschrei und lautem Lachen und in knarrenden Stiefeln, sondern hübsch still muß man sein und fein sachte gehen, damit die Elfen und die Märchengeister nicht erschrocken von dannen fliehen. Und hat man sie dann gefunden, so darf man sich nicht fürchten vor ihren großen, wunderlichen Augen, vor den Runzeln auf ihrer Stirn, vor ihrem tollen Gebahren und heimlichen Gekicher; man muß sie fest halten, bis sie zu plaudern beginnen, und sie plaudern ja so gerne, die armen verschüchterten Dinger, um die sich heute kein Mensch mehr freundlich kümmern will, sondern die man auslacht und von dannen scheucht, wenn sie sich mal unversehens irgendwo blicken lassen — — —

Wenn Sie aber ein warmes Herz haben, für die Märchengeister, so können Sie sie noch überall finden: im Hochgebirge oben, wo der ewige Schnee seine blendenden Geschichten erzählt, in den deutschen Mittelgebirgen, wo in den stillen Thälern Nachts die Elfen ihren Reigen tanzen und in den verfallenen Trümmern uralter Burgen Frau Sage, das wundersame Weib, nächtlicherweile umwandelt, und draußen in der weiten Ebene, wo die Ströme trägen Laufes ihre Wassermassen zum Meere wälzen. Ueberall da können Sie Märchen finden, auch tief drinnen in meiner ernsten, schweigenden märkischen Haide, deren dunkle, eigenartige Schönheit zwar nur die Sonntagskinder voll empfinden können — — —

Aber Sie sind ja ein Sonntagskind, gnädige Frau!

So kommen Sie denn mit mir! Die Haide blüht, Millionen der schönen Erikablüthen haben ein Purpurgewand über den Boden gebreitet, von oben her, durch die mächtigen Wipfel der alten Kiefern und Föhren lacht der blaue Hochsommerhimmel und spiegelt sich verwundert in den träumerischen Fluthen des schilfumgürteten See's, und ringsherum zirpt das Heimchen und schwirren bunte Schmetterlinge durch die Luft — — —

Kommen Sie, dahin wollen wir gehen, in meine Heimath; ich lasse sie vor Ihnen aufsteigen mit ihren endlosen Wäldern, ihren einsamen Waldwiesen, und ich erzähle Ihnen ein Märchen — — — Am Waldesrand, da, wo die Haide aufhört und ein Stückchen Ackerland beginnt, welches genau eine Viertelstunde weit sich ausdehnt, um dann auf der entgegengesetzten Seite wieder von der Haide begrenzt zu werden, da sitzt ein junges Mädchen und bindet aus Erikablüthen, aus Rittersporn und Kornblumen einen Strauß. Und so blau, wie die Kornblumen, sind auch die Augen des Mädchens, so roth, wie die Erikablüthen sind seine Lippen und Wangen: es ist ein Bild von Frische und Gesundheit.

Und doch liegt auf den zarten, fast noch kindlichen Zügen ein sinniger Ernst, und die Augen blicken zuweilen so gedankenverloren darein, als ob sie eine ferne Vergangenheit oder eine räthselhafte Zukunft durchdringen wollten, und dann geschieht es wohl, daß die fleißigen, kranzbindenden Hände dem schönen Kinde lässig in den Schooß sinken und eine lange Pause vergeht, bis sie wieder einige Blüthen aufraffen und zum Kranze fügen — — —

Warum so ernst, mein Kind? Lacht nicht über Dir der blaue Sommerhimmel, strahlt nicht heiter die Sonne hernieder, jubelt nicht über Dir die Lerche dem Firmament entgegen und singt auch Dir das alte freudige Lied?

Junges Kind, was sinnst Du nur? Träumst Du von den Elfen und den Teichnixen, von denen Dir Deine bunten, bilderreichen Märchenbücher so seltsame Dinge erzählt haben? Oder denkst Du an den wilden Jäger, von dessen gespenstischen Fahrten durch die Haide Dein Vater, der alte Förster, Dir an den langen Winterabenden geheimnißvolle Geschichten vorplauderte? Oder denkst Du vielleicht an Deine heimathliche Haide, wie sie sich so weit, so endlos weit in das Land streckt, bis dahin, wo an ihren äußersten meilenfernen Enden sich große Städte erheben, deren Einwohner so ganz anders denken und sinnen, als Du, schönes, blondes Haidekind?

Du schüttelst den Kopf —

„Wie kam es nur? Mein Gott, wie kam es nur?" so flüstern Deine Lippen.

Ja, wie ist es gekommen? Weißt Du es nicht mehr?

Eines Tages im Frühjahr brachten sie den verwundeten Mann in Euer stilles Forsthaus. Auf der Jagd war ihm ein schwerer Unfall zugestoßen, auf einer Bahre, aus Tannenzweigen zurechtgezimmert, trug man ihn her, und blaß, todtenblaß sah sein Antlitz aus. Viele Begleiter folgten der Bahre in ernstem Schweigen; mit entblößtem Haupte ging der alte Förster Herrmann voran. Und als der traurige Zug an das Forsthaus kam, da verneigte sich der Alte ehrfurchtsvoll und flüsterte:

„Gott möge Ihnen in meinem Hause Besserung geben, Königliche Hoheit!"

Der aber auf der Bahre hörte Nichts von solchen freundlichen Worten, er hörte und sah Nichts davon, wie Försters Töchterlein Anna, die seit der Mutter Tode das Hauswesen führte, schnell ein Zimmer in Bereitschaft setzte, und er merkte auch Nichts, wie man ihn schonend und weich bettete.

Es kamen Aerzte; sie untersuchten den Patienten, schüttelten den Kopf und erklärten:

„Se. Königliche Hoheit ist für's Erste nicht transportfähig! Wenn sein Leben erhalten werden soll, so ist es durchaus nöthig, daß der Prinz Georg bis auf Weiteres hier bleibt!"

Da hatten die besternten und betreßten, vornehmen Herren zuerst bestürzt dreingeschaut; es war ihnen unfaßlich, daß ein königlicher Prinz in einem armen Försterhause bleiben sollte. Aber sie hatten sich doch darein fügen müssen, und so war es gekommen, daß der Verwundete im Hause des alten Försters Herrmann blieb.

Anna und ihr Vater theilten sich hauptsächlich in seine Pflege. Tag und Nacht saß das junge Mädchen an dem Bett des hohen Patienten, unbekümmert um das, was die Leute etwa reden oder denken mochten. Ihr Vater wollte es so, und ihr Gefühl sagte ihr, daß das ihre Pflicht sei. Sie legte ihm Eisumschläge auf das fiebernde Haupt, sie gab ihm Limonade zu trinken, für seine brennende Zunge, sie betete für ihn, als die Krisis ihren Höhepunkt erreicht hatte. — Die Krisis ging vorüber.

Und als die Aerzte sahen, wie unter der treuen, aufopfernden Pflege Annas der anfänglich hoffnungslose Zustand des Patienten ganz allmählig, ganz langsam zur Besserung überging, da sprachen sie sich wiederum energisch gegen einen Wechsel in der Pflege aus, wie ihn die Höflinge beabsichtigten.

So blieb Anna auch fernerhin um den Kranken. Still und schweigsam, stets gleich freundlich und opferbereit verrichtete sie alle Dienste, und wenn sie sah, daß der Prinz zuweilen wie von schwerer Last befreit aufathmete, daß sein Schlaf ruhiger und stiller wurde, so huschte wohl ein glückseliges Lächeln über ihr bei den langen Anstrengungen etwas bleich gewordenes Gesicht und ein Gefühl heißen Dankes regte sich in ihrem Herzen.

Dann kam die Zeit, in welcher Prinz Georg wieder zu sich kam und nach langen, bangen Tagen die Besinnung wiedererlangte. Verwundert blickte er sich im Zimmer um, verwundert ruhten seine Augen auf den alten Kupferstichen, den mächtigen Hirschgeweihen, und den zierlichen Rehgehörnen an der Wand, und noch verwunderter sah er Anna geschäftig hin und her eilen, sah, wie sie ihm, lautlos an das Bett tretend, ein Glas Limonade bot, welche er begierig trank; er fühlte, wie sie ihm sanft die Kissen unter dem Haupt zurechtrückte, und hierbei war es, wo er fragte:

„Wo bin ich?"

„Im Forsthaus in der Haide, Königliche Hoheit!" hatte sie entgegnet.

„Ein Haidemärchen also!" flüsterte er und matt sank sein Haupt in die Kissen zurück. — Anna aber hätte aufjauchzen mögen, als sie ihn zum ersten Male sprechen, als sie den vollen Wohlklang seiner Stimme hörte, als sie seine großen, finnigen Augen zum ersten Male fragend auf sich gerichtet sah. Ihr Herz schlug gewaltig, und als der Prinz dann nach seinen Worten in einen langen, tiefen Schlaf sank, da athmete sie auf, und es war ihr, als sei sie von einem schweren Alp befreit, als sei eine große Gefahr glücklich an ihrem jugendlichen Haupte vorübergezogen.

Mit Bangen hatte sie dann am nächsten Tage gehört, wie die Aerzte erklärten, daß nun jede Lebensgefahr für den Patienten beseitigt sei und dem beabsichtigten Tansport in die Residenz kein Hinderniß mehr im Wege stände. Bei diesen letzten Worten der Aerzte war es ihr gewesen, als risse Jemand heftig an ihrem Herzen, daß es zu bluten anfinge.

Aber jubeln hätte sie mögen, als der Prinz darauf mit der einem schwer Kranken eigenthümlichen Reizbarkeit und Heftigkeit hiergegen Widerspruch erhob und erklärte:

„Ich will bleiben, wo ich bin! Hören Sie; ich will es! Hier gefällt es mir, hier fühle ich die Genesung nahen, und nur dann will ich fort von hier, wenn ich diesen braven Leuten zur Last falle — —"

Da hatte der alte Förster die Hand des hohen Herrn an seine Lippen geführt und gesagt:

„Befehlen Sie über mich und mein Haus, Königliche Hoheit!"

So war der Prinz geblieben, und am Abend dieses Tages hatte er Annas Hand erhascht und hatte sie leise gedrückt. Ihr aber war die helle Röthe in das Gesicht gestiegen; war es ihr doch gewesen, als ob in jenem Augenblicke die Blicke des Prinzen mit einem seltsam fragenden Ausdruck auf ihr geruht hätten.

Langsam schritt nun die Besserung vorwärts. Eifersüchtig wachte der Prinz darüber, daß nur Anna ihn pflegte, Niemand durfte sonst ihm Handreichung thun. Sie aber war beseligt, wenn sie in seiner Nähe weilen konnte und ihr bangte vor der unausbleiblichen Stunde, wo er das stille Forsthaus auf Nimmerwiedersehen verlassen würde. Sie sprach nicht viel mit ihm; aber wenn er schlief, ruhten ihre Augen sinnend auf ihm, und einmal hatte der Prinz, als er plötzlich erwachte, einen solchen Blick aufgefangen, und gesagt:

„Freuen Sie sich, daß ich wieder genesen bin, Anna?"

„Unfäglich!" klang ihre Entgegnung.

Und schnell, als sei sie erschrocken, beugte sie sich tief über ihre Handarbeit. — — —

Als der Hochsommer kam, durfte der Patient die ersten Schritte aus dem Hause thun, um kleine Spaziergänge zu machen. Nur Anna, seine treue Pflegerin, wie er sie nannte, wollte er zu seiner Begleiterin haben, und kopfschüttelnd und verwundert mußten sich die Höflinge seinen Befehlen fügen.

So ging er denn an Annas Seite hinaus in den grünen Wald. Wie köstlich klang ihm nach der langen Krankheit das Rauschen der Bäume, wie lieblich dünkte ihm der blaue Himmel, wie silbern der Quell! Mit der einen Hand hielt der Prinz sich an die Hand des jungen Mädchens, mit der andern stützte er sich auf die goldene Krücke seines Stockes.

„Ich mag gar nicht weg von hier," sagte er, „ich fühle mich hier so heimisch, daß ich fast noch einmal ordentlich krank werden möchte, nur um hier bleiben zu können — —"

„Königliche Hoheit," entgegnete Anna und sah ihn mit den treuen, blauen Augen offen an, „so etwas dürfen Sie nicht wünschen! Das heißt ja Gott versuchen!"

„Sie haben Recht, Anna," meinte Prinz Georg, „aber mir will fast scheinen, als hätte ich hier bei Ihnen eine neue Heimath gefunden, wo man mich gern kommen und ungern scheiden sehen würde! Ist es nicht so, Anna?"

„Ich kann Ihnen nicht widersprechen," sagte sie und sah vor sich hin, „denn es ist nicht schicklich, einem hohen Herrn zu widersprechen!"

Und ein schelmisches Lächeln flog über das zarte Gesicht, das wieder Farbe gewonnen hatte.

„Anna!" rief der Prinz lebhaft. Es schien, als wolle er mehr noch hinzusetzen, aber ein Schatten flog über sein Gesicht und ruhig fuhr er fort:

„Es ist wahr, ich habe wirklich so wenig Lust, heimzukehren in die Stadt zu all den langweiligen Menschen, die Einem nie die Wahrheit sagen — —"

„Nicht wahr, es ist schön hier in der Haide?" fragte Anna und lächelte glückselig.

„Freilich! Freilich! Ich habe sie selbst lieb, schon seit Jahren! Ist sie doch auch das Land meiner Väter, in welchem diese geherrscht und gejagt haben, in dem sie groß und mächtig geworden sind, und alle diese riesigen altersgrauen Forste sind voll von Erinnerungen an meine Vorfahren!"

„Das ist schön," entgegnete Anna, „daß Ew. Königliche Hoheit auch die arme, verrufene Haide so lieb haben! Ich könnte sie nicht lassen, nie, niemals, und immerda klingt mir dabei des Dichtes Wort in den Ohren, welches dieser über seine Heimath Westphalen sagt:

Horch auf! Die Ladung: „Du verschrieener Strich,
Land meiner Väter, ich berufe Dich!"

„Seltsames Mädchen," sprach der Prinz leise, „seltsam, wie Deine heimathliche Haide!" Und lauter setzte er hinzu: „Könnte ich doch, wie ich wollte, Anna, so würde ich immer hier bleiben, und nicht von Ihnen weichen! Wer die Haide einmal in sein Herz geschlossen hat, dem geht es damit wie dem Matrosen mit der See: sie läßt ihn nicht wieder los!"

„Sie läßt ihn nicht wieder los!" murmelte Anna vor sich hin.

Dann waren sie zum Hause zurückgekehrt, und seit diesem Tage hatten die beiden jungen Menschenkinder oft mit einander geplaudert, mit träumerischen Blicken hatte der Prinz zuweilen das schöne Haidekind mit den tiefen blauen Augen und den langen, blonden Zöpfen angesehen, und jedesmal dann hatte Annas Herz schneller und heißer geschlagen.

Und gestern Abend hatte der Prinz lange Annas Hand in der seinen gehalten! sein Blick hatte auf ihr geruht, als ob er in ihrem Innern lesen wollte, und dann war es halblaut über seine Lippen gekommen:

„Anna! Ich reise bald ab — es wird mir schwer — — —"

„Sie werden das einsame Forsthaus in der Haide bald vergessen haben, Königliche Hoheit!" entgegnete sie und ihre Stimme schwankte.

„Nicht doch, Anna! Ich vergesse es nicht, niemals! Es ist mir zu lieb geworden, das Haus und die Menschen drin!"

Er seufzte leise und fuhr fort:

„Wäre ich doch auch ein Kind der Haide, aber —" hier fuhr er sich hastig mit der Hand über die Stirn — „vielleicht, vielleicht — — —"

Und sinnend sah er Anna an. Sie aber war von ihm gegangen, hinaus in ihr Kämmerlein, hatte die Riegel vorgeschoben und drinnen lange geschluchzt und geweint — — — — — —

Heute war der Prinz mit dem Vater in den Wald hinausgewandert. Anna aber war an ihren Lieblingsplatz geeilt und band bunte Blumen zum Strauße. Und dabei sann sie und sann, das Herz klopfte ihr zum Zerspringen und die blauen Kindesaugen wurden feucht — —

Wie schwül war doch heute die Hitze, wie drückend! Fast kein Lüftchen regte sich jetzt mehr, ganz hinten am Horizont tauchte ein kleines, schwarzes Wölkchen auf und kam langsam heran. Anna sah es nicht; sie hatte den Kopf in das Gras gelegt und die Augen geschlossen. Und die Heimchen am Wege sangen ihr ein leises Schlummerlied — — — —

In der Ferne hackt ein Specht an den Bäumen: Tack! Tack! Tack! so sagt er, und eine Amsel ruft: „Träume nicht! Träume nicht!"

Aber die Schläferin hört es nicht; träumt sie doch wohl?

Sie sieht sich fern von ihrer grünen Haide, drinnen in der großen enggebauten Stadt, wo die Häuser so dicht aneinander stehen, als ob eines das andere erdrücken wolle; sie schreitet an der Seite eines stolzen, vornehmen Mannes, dessen Brust zahlreiche Orden und Sterne zieren und der sie liebevoll anschaut. Die Umstehenden neigen und beugen sich alle tief, und auf Aller Mienen liegt eine stille Freude. Anna aber ist gekleidet in ein schneeweißes Gewand, dessen lange Schleppe von vier Pagen getragen wird; ein seidener Schleier fällt über ihr Gesicht hinab fast bis auf die Füße, auf ihren blonden Zöpfen aber liegt ein Myrthenkranz. So treten die Beiden zusammen vor den Altar einer Kirche, die auf das herrlichste mit Myrthen, mit Oleander und mit Rosen geschmückt ist. Von dem Chore herab braust durch das mächtige, hohe Haus die Orgel in gewaltigen, herzerhebenden Akkorden, von Meisterhand gespielt, und dazu fallen Posaunen und Trompeten ein und endlich schallt von Tausenden von Lippen ein feierlicher Choral zum Himmel empor. Dann aber wird es ganz still in der Kirche, der Geistliche tritt vor den Altar und liest das Textwort zu seiner Predigt aus der heiligen Schrift vor. Und dieses Wort hat einen ergreifenden Klang, einen Klang, bei dem man nicht weiß, ob man weinen oder jauchzen soll: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden!" so lautet es. Der Geistliche aber rüttelt mit seinen Worten an den Herzen der Zuhörer, manches Auge wird naß, manches leise Schluchzen hört man. Als er geendet hat, da knieen Anna und der hohe, vornehme Mann an ihrer Seite am Altar nieder auf zwei kostbaren, rothsammtenen Kissen, auf denen eine goldene Krone gestickt ist, und auf eine Frage des Geistlichen antworten sie ein vernehmbares Ja. Darauf aber wechseln sie zwei zierliche, goldene Ringe, und in diesem Augenblick beginnen plötzlich sämmtliche Glocken der großen Stadt zu läuten, donnern zahlreiche Geschütze und braust, dem Meeresbrausen gleich, der Jubelruf durch die beflaggten Straßen: „Es lebe Prinz Georg und seine Gattin!" Hüte und Tücher werden geschwenkt, Hurrahs erschallen, und als der Wagen der Neuvermählten von der Kirche nach dem Schlosse zurückfährt, dann kann er nur ganz langsam fahren, so dicht gestaut haben sich die Menschenmassen, und endlich spannt ihnen die jauchzende Menge die Pferde aus und im Triumph wird der Wagen von den Leuten zum Palais gezogen. Dort stiegen die beiden aus, Anna rollen die hellen Thränen über die Wangen und der Prinz winkt grüßend mit der Hand den Jubelnden seinen Dank zu.

Dann führt er Anna in ein stilles, lauschiges Gemach, küßt sie und spricht:

„Nun endlich mein!"

„Endlich Dein!" entgegnete Anna.

Und leise fügt er hinzu:

„Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden! Warum auch sollte ich geboren sein, um auf das schönste Glück Verzicht zu leisten, und warum sollte eine Haideblume unter sorgsamer Pflege nicht auch in einem Königsschlosse blühen können?"

Voll Seligkeit sinkt sie in seine Arme. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da fährt die stille Schläferin jäh auf; ein paar schwere Regentropfen haben sie getroffen. Sie reibt sich die Augen und schaut sich verwundert um.

„Mein Gott, ich habe geschlafen," spricht sie vor sich hin.

Sie blickt zum Himmel; er ist schwarz umzogen und in der Ferne zucken Blitze und rollen Donner. Schade, daß der schöne Traum so gestört werden mußte! Schnell springt sie auf und eilt dem Forsthause zu; ihren Strauß nimmt sie mit, weiß sie doch wohl, wem sie ihn geben soll! Und kaum hat sie den Fuß über die schützende Schwelle gesetzt, da bricht das Unwetter mit aller Macht los, brausend fährt der Sturm durch die Wipfel der Bäume und über die Haide hin rollt grollend der Donner . . .

Ihr Vater tritt ihr entgegen; er ist sehr ernst und spricht:

„Wo warst Du, Kind? Ich habe mich um Dich geängstigt!"

„Ich war draußen in der Haide — aber Du siehst, Vater, ich bin noch rechtzeitig heimgekommen!"

Er nickt und fährt fort: „Setz' Dich nieder, Kind, ich habe mit Dir zu reden!"

Sie gehorcht, setzt sich zu seinen Füßen, er legt ihr die Hand aufs Haupt. Dann sagt er:

„Ich habe heute Nachmittag eine Unterredung gehabt mit — — dem Prinzen!"

(Schluß folgt.)

---

# Zwei Einsame.

Novellette von Paul Bliß.



Fräulein Marie Schmidtchen, die Begründerin und Vorsteherin des großen „Marien-Waisenhauses" war gestorben.

Ein Wehklagen ging durch die Stadt. Ueberall war die Entschlafene bekannt gewesen, und Jedermann sprach mit aufrichtiger Liebe von ihr. Sie war die große nimmer ermüdende Wohlthäterin gewesen, die für sich selbst fast nichts beansprucht und all ihr reiches Einkommen wohlthätigen Unternehmungen geopfert hatte. Edel sei der Mensch, hülfreich und gut, das war für sie das erste Gebot gewesen. Und nicht nur mit vollen Händen hatte sie gegeben, wo es noth that, auch sie selbst war dienstbereit zugesprungen, wo man sie um Beistand bat. Täglich konnte man sehen, wie sie zu ihren Kranken ging, ihnen Hülfe und Trost brachte, und wenn einer in der Stadt vom Unglück heimgesucht war, sie war immer die Erste, die Beistand leistete und Linderung der Schmerzen brachte. Ihr ganzes Leben war den Kranken und Unglücklichen gewidmet gewesen, und darum war sie hochgeschätzt, geliebt und geehrt worden von Jedermann. Sie war die gute Fee der Stadt, und nun sie, hoch bei Jahren, verschieden war, betrauerten sie Reiche und Arme, und Tausende weinten ihr Thränen nach.

Es war ein wunderschöner Sommertag, als man sie auf den Friedhof hinaus trug. Tausende folgten ihrem Sarge. Von nah und fern waren Leidtragende erschienen. Und an dem offenen Grabe war fast die ganze Einwohnerschaft des Städtchens versammelt. Wer nur konnte, war hinausgepilgert nach dem Friedhof, dem vielgeliebten alten Fräulein die letzte Ehre zu erweisen.

Die Sonne brannte heiß. Dumpf und schwül war die Luft. Aber ein fast betäubender Duft wehte den Leidtragenden entgegen. Der ganze Friedhof stand in Blüthe. Blumen und Blumen, wohin man nur sah, in prangender Fülle und Farbenpracht, verschwenderisch ausgestreut über Gräber und Hügel, alles ein Blumenmeer. Eine heilige Stille rings umher. Kein lautes Wort wurde gesprochen. Jeder lauschte auf die Worte des Pastors, der mit zitternder Stimme der theuren Entschlafenen das letzte Loblied sprach. Nur ein dumpfes Surren und Brummen schwebte in der Luft, hervorgerufen von den abertausend kleinen Insekten, die in der Sommerluft herumschwirrten.

Die Feier war beendet. Der Hügel wurde aufgeworfen, und eine Unzahl von Kränzen, Blumen, Palmen und Schleifen schmückten das frische Grab Noch ein letzter Abschiedsgesang, dargebracht vom Männergesangverein, dann verlief sich die Menge; bald war das Grab vereinsamt.

Nur zwei alte Herren waren zurückgeblieben, und nachdem die letzten Neugierigen den Hügel verlassen hatten, waren sie wieder herangetreten an das frische Grab, der eine von links, der andere von rechts.

Sie hatten sich nie im Leben gesehen, und als sie sich nun hier zum erstenmal begegneten, sah der eine dem andern ins Gesicht mit der stummen Frage, was ihn noch hier zurückhielt.

„Sie haben der Verstorbenen näher gestanden?“ fragte endlich der eine.

Der andere nickte nur, sah auf den blumenbedeckten Hügel und drückte das Taschentuch an die Augen, aus denen große Thränen herab in den weißen Sand rollten.

„Ich auch“, sagte der erste wieder. Dann reichten sich beide die Hände zum stummen Gruß und so verließen sie das Grab.

Eine lange Pause trat ein. Schweigend gingen sie nebeneinander. Keiner wußte, wer der andere war, und doch fühlten beide, daß sie sich etwas zu sagen hatten. Der eine Augenblick am Grabe hatte sie innerlich einander näher gebracht.

„Sie war ein gutes, treues Herz“, begann der erste wieder, „eine edle Seele; nie im Leben habe ich ein Weib gefunden, das ihr vergleichbar gewesen wäre.“

Wieder nickte der andere nur und preßte die Zähne aufeinander, um seine Weichheit zu bekämpfen.

„Glauben Sie mir“, fuhr der erste fort, „all' die Liebe und Theilnahme, die man ihr heute dargebracht hat, sie kam von Herzen. In der ganzen Welt giebt es wohl keinen Menschen, der sie nicht hätte lieben müssen. Alle haben sie dies edle Wesen verehrt wie eine Heilige“, — er machte eine Pause, seufzte tief, und fuhr dann fort, — „ich weiß das genau, ich war nicht nur ihr Arzt, ich war auch ihr treuester Freund und ihr täglicher Berather.“

Jetzt zuckte der andere zusammen. Er stand still und schaute dem Sprechenden ins Gesicht. „Sie waren ihr Freund“, sagte er mit leicht zitternder Stimme, „o bitte, dann erzählen Sie mir mehr von ihr, denn auch ich war ihr einst befreundet, mehr als das, ich habe ihr nahe, sehr nahe gestanden . . . Aber das ist lange her, sehr lange und ein unglückliches Schicksal hat es so gefügt, daß ich nichts mehr von ihr zu hören bekam. Also bitte, erzählen Sie, sagen Sie mir alles, was Sie von ihr wissen, und ich will Ihnen dankbar dafür sein.“

Der Arzt nickte, er wollte seinen Namen nennen, da aber der andere vorerst noch unerkannt bleiben wollte, so unterließ auch er es, sich vorzustellen. Eine Ahnung stieg in ihm auf, aber er wollte ihr noch keine Worte leihen.

Sie standen vor einer Bank in der großen Querallee des Friedhofs. Es war ein schattiges Plätzchen, von dem aus man das frisch aufgeworfene Grab der theuren Todten sehen konnte.

„Lassen Sie uns hier ein Viertelstündchen sitzen“, sagte der Arzt, „hier angesichts des Grabes derjenigen, die wir beide so lieb gehabt haben, will ich Ihnen erzählen, was ich weiß.“

Der andere nickte und so nahmen sie Platz. Ringsum war es still, todtenstill, nur immer das Surren und Brummen war noch da, und der laue Wind führte ihnen ganze Wogen von Blumenduft zu.

„Nicht immer war ich der Freund der Verstorbenen“, begann der Arzt wieder, „es gab eine Zeit, in der sie mich haßte, mehr wie ihren Todfeind.“ — Er holte tief Athem. — „Ich wollte Ihnen von ihr erzählen, aber ich muß Ihnen somit auch meine Geschichte vortragen.“ — Wieder schwieg er, um Kraft zu sammeln. — „Vor ungefähr vierzig Jahren kam ich in diesen Ort. Ich war damals ein Anfänger und auf der Jagd nach Patienten. Ein glücklicher Zufall führte mich in das Haus der Wittwe Schmidtchen, die alte Dame lag schwer krank, und da kein anderer Arzt so schnell zur Hand war, rief man mich. — — Nun das Glück war mir wohl. Ich heilte die alte Dame, die schon alles verloren wähnte. Und zum Danke dafür wurde sie meine mütterliche Freundin und Beratherin. Täglich kam ich zu ihr ins Haus und bald hatte man keine Geheimnisse mehr vor mir. So lernte ich auch Fräulein Marie, die einzige Tochter, näher kennen und lieben. Jawohl, ich liebte sie, wie man nur mit der Gluth eines feurigen Herzens lieben kann. — Natürlich merkte die alte Dame sehr bald, was mit mir vorgegangen war, und schien sehr erfreut über diese Wendung der Dinge, ja, als ich einmal allein mit ihr war, machte sie mir ganz deutlich klar, daß sie durchaus einverstanden wäre. Ich war überglücklich. Nun galt es, die Tochter zu gewinnen. — Aber da war alles umsonst. Sie erklärte mir frei und offen, daß sie niemals meine Frau werden könne, weil sie sich einem andern versprochen hatte. — Ich mußte mich bescheiden, so schwer es mir auch wurde. Damit aber war die Mutter nicht einverstanden. Sie wollte mich als Schwiegersohn haben; der andere, dem die Tochter sich versprochen hatte, wäre ein Elender, ein Verbrecher geworden, und nie würde sie dazu ihren mütterlichen Segen geben. Aber Fräulein Marie blieb fest und beharrte bei ihrem Willen: sie glaubte nicht, daß der Mann, den sie liebe, ein Verbrecher geworden sei, und sie würde warten, bis er wiederkäme, sie zu holen. — So kam es oft zu unliebsamen Scenen. Mutter und Tochter waren gleich hartköpfig, und da ich zwischen beiden den Vermittler spielen mußte, entlud sich Fräulein Maries ganzer Haß auf mich, der ich der Urheber des Streites gewesen war. — Bald darauf starb die alte Dame. Nun war die Tochter frei, Herrin ihres Willens, und nun wollte sie wahr machen, was sie einst versprochen hatte. — Sie ließ nachforschen, wo der Mann geblieben war, auf den sie wartete. Sie scheute keine Kosten. Hunderte, ja Tausende hatte sie ausgesetzt demjenigen, der ihr Nachricht bringe, wo der Gesuchte ist. Aber es war alles umsonst. Jahre hatte sie gewartet und gehofft, und der Geliebte ist nicht wiedergekommen. So ist sie alt geworden. Ich auch. Wir sind beide nebeneinander durch's Leben gegangen, denn ich bin der Freund des Hauses geblieben. Nie wieder habe ich zu ihr von Liebe gesprochen, so heiß ich sie geliebt habe, nie wieder!“ — Er machte eine lange Pause, sah nach dem blumengeschmückten Hügel hin und zerdrückte eine Thräne im Auge. — „Und als wir dann über die Jahre hinaus waren, als die Leidenschaften in uns still und erstorben waren, da erst sind wir wahrhaft gute Freunde geworden. Und da hat sie mir denn auch einmal erzählt, daß der Geliebte, auf den sie so lange gewartet hatte, einst ein schmucker Offizier gewesen sei, der aber seiner Leichtsinnigkeit wegen habe den Abschied nehmen müssen und dann übers Meer gegangen sei. Böse Zungen freilich redeten ihm ein Verbrechen nach — das aber hat sie niemals glauben wollen, niemals glauben können, denn dazu liebte sie ihn noch immer zu sehr.“ — Der Arzt schwieg und sah noch immer hinüber nach dem Hügel, vor dem jetzt ein einfacher Holzpfahl mit Nummer eingesteckt war.

Eine lange Pause entstand. Die Sonne brannte, die Insekten surrten und schwirrten und betäubend süßer Blumenduft erfüllte die ganze Luft ringsum, und dazu die heilige Stille des Gottesackers. Es war ein erhebender Augenblick.

Der Arzt hatte den Kopf auf die Hand gestützt und sah träumenden Auges unausgesetzt nach dem frischen Hügel hin. Alles, was längst vergessen und vergeben war, alles lebte nun wieder auf in seiner Brust und durchwogte sein Inneres.

Das sah auch der neben ihm sitzende Herr. Und mit tiefer Ergriffenheit reichte er dem Arzte die Hand, um dann zu beginnen: „Also, sie hat wirklich auf ihren ersten Geliebten gewartet, sie hat allein an ihn geglaubt, — o, das trifft mich mehr, wie jedes Unglück, das bisher mich ereilt hat!“

Stumm fragend sah ihn der Arzt an

„Ja, mein lieber Herr Doktor, das ist keine Phrase, dieser andere, auf den sie gewartet hat, bin ich selbst.“

Der Arzt nickte nur, er ahnte es längst.

„Aber warum haben Sie sich damals nicht gemeldet?“ fragte er.

„Weil ich es nicht konnte! Ich war nicht mehr der, als den sie mich kennen gelernt hatte. Ich durfte dies reine Geschöpf nicht mehr an mich fesseln. Ich war wirklich ein Verbrecher geworden,“ — schwer arbeitete seine Brust und bleich wurde sein faltenreiches Gesicht.

Mit tiefem Mitleid sah der Arzt ihn an.

„Das Gerücht, das über mich bekannt wurde, war kein leeres Gerede,“ begann der andere nach einer Weile, „es war die nackte Wahrheit. Ich war wirklich ein Verbrecher geworden.“

Eine lange Pause entstand.

„Wie Sie ja schon wissen,“ fuhr er endlich fort, „ich war als junger Mensch bodenlos leichtsinnig gewesen. Ich will mich nicht rein waschen. Jedenfalls war ich schuldig. Aber damals, als ich sie kennen lernte, war ich nur leichtsinnig. Ich liebte Marie. Und ich bin überzeugt, daß ich auch damals schon ein anderer Mensch geworden wäre, wenn ich sie als meine Frau hätte heimführen können. Es hat nicht sollen sein. Ihre Mutter hatte mich jäh und schroff abgewiesen, ein für alle mal. Die Folge war, daß ich nur noch toller zu leben begann, um meinen Liebeskummer zu vergessen. Ich machte Schulden auf Schulden, und endlich, als ich keinen Ausweg mehr wußte, toll und sinnlos, wie ich war, fälschte ich einen hohen Wechsel. — Das war das Ende. Ich floh, weit über's Meer, wo niemand mich kannte. Dort wollte ich ein anderer Mensch werden. Und ich wurde ein anderer. Das Leben ist ernst. Ich lernte arbeiten, lernte den Werth des Geldes schätzen und wurde wieder ein nützliches Mitglied der Gesellschaft.— Jahrzehnte war ich drüben. Und als ich zurückkam, war ich ein reicher Mann — Jeden, der hier einen Anspruch hatte an mich, hatte ich längst befriedigt — niemand erkannte mich wieder. Mein Vorleben war vergessen. In meiner Brust aber brannte die alte Wunde. Noch immer liebte ich Marie, und nun erst merkte ich, daß sie mir für immer verloren war. Ich konnte ihr nicht sagen, was uns für immer trennte, ich konnte ihr dies Weh nicht bereiten, darum zog ich weit fort von hier, um in Einsamkeit mein Leben zu beschließen. Das sollte meine Sühne sein. — Ich hatte jemand hier im Ort, der mir genau berichtete, wie sie lebte und was sie trieb. Das war meine einzige Freude. Und nun bin ich gekommen, an ihrem Grabe ihr Lebewohl zu sagen, — der Todten durfte ichs thun, der Lebenden nicht.“ Er schwieg.

Stumm blickten sie sich an, schüttelten sich dann die Hände, und so wurden sie Freunde.

„Eingedenk der Todten, die wir beide geliebt haben“, sagte der Arzt „wüßte ich Ihnen noch Eines zu sagen : . . “

Der andere nickte nur, aber in seinen Augen perlte eine Thräne.

„Wir verstehen uns“, hob er endlich wieder an. „Sie können mir nur sagen, was ohnehin in mir klar war: Ich führe das Liebeswerk der Dahingeschiedenen fort! Wollen Sie mir darin helfen?“

Jetzt nickte der Arzt. Sie blieben stehen und blickten zurück. Von nun ab würden sie nicht mehr einsam sein. Die Todte war mit ihnen . . .

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.